

3. Lernpsychologie: Wie eine verständliche Vorlesung aussehen und konzipiert sein sollte;
 4. Textlinguistik: Die Vorlesung als adressatenspezifische Kommunikationsform;
 5. Die Vorlesungsmitschrift: Möglichst schnell und alles?;
 6. Plädoyer für eine neue HV-Praxis: Forderungen und Beispiel;
- soll dafür stehen, auf welchem hohem wissenschaftlichen Niveau in diesem Sammelband die Grundsatzdiskussion um eine Neukonzeption des Hörverstehens geführt wird.

Langer, Gudrun:

Textkohärenz und Textspezifität. Textgrammatische Untersuchungen zu den Gebrauchstextsorten Klappentext, Patienteninformation, Garantieerklärung und Kochrezept. Frankfurt/M.: Lang, 1995 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 21, Linguistik 152). – ISBN 3-631-48511-5. 376 Seiten, DM 95,-

(*Gunther Dietz, Debrecen*)

Gudrun Langer hat sich in ihrer Dissertation das Ziel gesetzt, mit Hilfe textgrammatischer Kategorien eine Korrelation zwischen Textsorte und spezifischen Vertextungsverfahren nachzuweisen, um »so letztlich in Ansätzen zu einer wissenschaftlichen Stützung der prätheoretischen Textsortenklassifikation beitragen [zu] können« (4). Hierzu hat die Autorin ein Korpus aus dem im Untertitel aufgeführten Gebrauchstextsorten ausgewertet, zu dem noch ein Teilkorpus Nachrichtentexte der BILD-Zeitung hinzutritt. Untersuchungsgegenstand ihres »integrativen textgrammatischen Ansatz[es]« ist die sog. »verbale Kohärenz« (69), zu deren Faktoren so ziemlich das gesamte Arsenal der bislang in der textgrammati-

schen Forschung untersuchten Phänomene gezählt wird, von A wie Anaphora über I wie Isotopie bis T wie Thema-Rhema-Gliederung – Spielformen der Koreferenz und der Deixis ebenso inbegriffen wie Konnektoren und Implikatur. Langer geht so vor, daß sie zunächst einen 50-seitigen Forschungsüberblick über die Textsortenproblematik gibt, sodann ihren textgrammatischen Ansatz respektive der einzelnen Faktoren der »verbalen Kohärenz« auf gut 100 Seiten vorstellt und schließlich auf den verbleibenden knapp 170 Seiten die eigentliche Analyse ihres Korpus ausbreitet, das in einem Anhang dokumentiert ist. Ihr Gesamtfazit zieht Langer auf Seite 313:

»Der Vergleich der verbalen Kohärenz der fünf Textsorten hat die im Vorfeld formulierte Vermutung bestätigt, daß sie in diesem Punkt offensichtlich recht deutlich voneinander abweichen. [...] Durch dieses typische Zusammenspiel [d. h. der einzelnen Kohärenzfaktoren] wird den einzelnen Faktoren ihr jeweiliger Stellenwert (der somit variabel ist) zugewiesen, und genau das macht an der Sprachoberfläche die Spezifität der Textsorte aus. Das heißt: Dieses Kohärenzmuster unterscheidet die Textsorten voneinander.«

Soweit das Grundgerüst der Arbeit. Leider zeigen sich bei näherem Hinsehen Risse im Textgebälk, so daß das ermittelte Ergebnis auf sehr schwachen Füßen steht. Die Problemstellen liegen in den Bereichen (1) Korpusauswertung, (2) theoretische Konzepte, (3) Umgang mit Fachliteratur sowie (4) Sprachliches.

Korpusauswertung

In einer so vielen Faktoren berücksichtigenden empirischen Arbeit wie der vorliegenden wäre es nicht fair, jeden Pfennig umzudrehen. Auf der anderen Seite hat die Zahl meiner Fragezeichen hinter einzelnen Detailentscheidungen doch eine kritische Grenze überschritten. So kann ich z. B. nicht nachvollziehen, wenn

in der Analyse der Klappentexte das Lexem »Heldin« der Isotopie-Ebene *Krieg* zugeordnet wird (184), handelt es sich doch eindeutig um die *Romanheldin*. Oder wenn »die Besitzer« als »intraphrastische Verstärkung« der Koreferenz-Kette *Scarlett* gewertet wird (179), wäre es doch viel plausibler, die Nominalgruppe der Kette *Südstaaten* zuzuordnen. Nicht zu rechtfertigen ist weiterhin die stiefmütterliche Behandlung der Thema-Rhema-Gliederung, die beispielsweise in der Klappentext-Einzelanalyse (185ff.) nur angerissen wird und in der Zusammenfassung des Klappentext-Kapitels (194–200) ganz wegfällt.

Problematisch sind jedoch weniger die Analyseergebnisse im einzelnen, als die Schlüsse, die Langer zieht. So sehr es zu begrüßen ist, daß jemand sich die Mühe macht und versucht, empirisch-induktiv, durch Auswertung eines Textkorpus, eine Hypothese abzusichern, so sind hierbei doch gewisse methodische Spielregeln zu beachten. Zur Ermittlung signifikanter Korrelationen zwischen verschiedenen Faktoren ist es beispielsweise notwendig, eine statistische Analyse durchzuführen – mit all den zeitintensiven Begleiterscheinungen wie Quantifizierungen von sprachlichen Phänomenen, Angabe der Zählkriterien, Durchführung und Angabe von Signifikanztests und linguistische Interpretation der Daten. Oder man verzichtet auf exakte Quantifizierungen und begnügt sich mit dem Nachweis von allgemeinen Tendenzen oder mit der Klassifizierung von Phänomenen, für die das untersuchte Material die Datenbasis liefert. Langers Korpusauswertung stellt eine ungute Mischung aus diesen beiden Möglichkeiten dar. So werden für diejenigen Kohärenzfaktoren, die überhaupt einer Quantifizierung zugänglich sind – z. B. durchschnittliche Anzahl von Deiktika (238), Konnektoren, Koreferenzketten,

Absätzen (296), Sätzen (210, 232, 293) pro Text(sorte) – keinerlei Signifikanztests angegeben. Wenn man sich die von Langer angegebenen Werte ansieht, so ist die Streuung innerhalb der Korpora zum Teil so hoch, daß von signifikanten Ergebnissen keine Rede sein kann, zumal auch die Fallzahl 11 für eine quantitative Analyse viel zu klein ist. Dennoch kommt Langer zu Ergebnisformulierungen, die eine exakte Quantifizierung und Testverfahren voraussetzen bzw. suggerieren:

»Schließlich ist der Einsatz der Deixis [...] offensichtlich [sic!] proportional zur Textlänge: In der fast längsten Textsorte, in den Patienteninformationen, kommt sie dreimal so oft (16-mal) vor wie in den ein Drittel so langen Garantien (fünfmal). [...]« (302)

Dieses »offensichtliche« Ergebnis ist schon deshalb unbrauchbar, weil die Referenzgröße Textlänge, auf die hier Bezug genommen wird, als die Anzahl der Sätze pro Text angegeben wird (210, 232, 293). Dies führte zu solch unplausiblen Konsequenzen, daß ein Text mit einer großen Anzahl kurzer Sätze als »länger« bewertet würde als einer mit weniger Sätzen, die dafür aber syntaktisch komplexer und mit mehr Wortmaterial versehen sind. Auch wenn solche Quantifizierungsprobleme nicht immer befriedigend zu lösen sind, hätten sie doch zumindest irgendwo diskutiert werden müssen. Was nun die linguistische Interpretation der Ergebnisse betrifft, so handelt es sich – egal, ob es sich um quantifizierte oder nicht-quantifizierte Faktoren handelt – in vielen Fällen um völlig unspezifische und nichtssagende Formulierungen, etwa

»Auch der Einsatz der Konnektoren ist also pragmatisch bedingt und entspricht den funktionalen Anforderungen der jeweiligen Textsorte. Das heißt: Die Konnektoren sind im Bereich der verbalen Kohärenz (an der Sprachoberfläche) Teil des Ausdrucks der Funktion. Somit sind sie letztlich tendenziell eine typische Erscheinung der einzelnen

Sorten und können zur Differenzierung herangezogen werden.« (298)

Auf diese Weise gelingt es Langer in ihrer Gesamtauswertung auch nicht, die einzelnen Textsorten plastisch voneinander abzugrenzen. Ihr Argument, daß nicht das Vorhandensein einzelner Faktoren, sondern erst die jeweilige Kombinatorik der Faktoren, das typische Kohärenzmuster, die untersuchten Textsorten voneinander abzuheben vermag, ist mit dem von ihr herangezogenen Analyse-Instrumentarium schlichtweg nicht überprüfbar.

Theoretische Konzepte

Ich halte die beiden Schlüsseltermini »integrative Textgrammatik« und »verbale Kohärenz«, die Langer von ihrem Mentor Albrecht Greule übernommen hat, für problematisch. Das »integrative« Element bestehe vor allem darin, daß Langer in ihrem Konzept – im Gegensatz zu älteren textgrammatischen Ansätzen – »die handlungstheoretische mit der systemorientierten Perspektive koppelt« (69) bzw. »die Struktur- und Funktionsbeschreibung von Texten systematisch zu verbinden« (67) sucht. Wenn man jedoch bedenkt, daß es heutzutage kaum noch einen Textlinguisten gibt, der nicht den Anspruch erhebt, auch den pragmatischen Aspekt von Texten mitzuberücksichtigen, so ist das Attribut »integrativ« überflüssig. Was aber noch gravierender ist, die »pragmatische« Ausrichtung erfolgt auf höchst dubiose Weise. Obwohl einem der Begriff »pragmatisch« in der Arbeit auf Schritt und Tritt begegnet, erklärt Langer nirgends, was genau sie darunter versteht. Liest man etwa den zusammenfassenden Vergleich aller Ergebnisse (292ff.), so kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß in der Wertung von Phänomenen als »pragmatisch bedingt« (298) »pragmatisch abhän-

gig« (296), »pragmatisch begründet« (298), »pragmatisch bestimmt« (300), »pragmatisch forciert« (300) die Pragmatik als Lückenbüßer immer dort einspringen muß, wo der »integrative textgrammatische Ansatz« alleine nicht erfolgreich war. Ein weiteres Beispiel für terminologische Unklarheit ist die Thematisierung eines als »syntaktische Kataphora« (101) benannten Phänomens – eine Form der Kohärenz, die »in den außertextlichen Bereich [gehört], denn sie stellt sich über die Handlungen ein, die durch das sprachliche Material beim Rezipienten evoziert werden« (ebd.), weshalb sie dann einige Zeilen später »pragmatische« Kataphora« genannt wird. Also was nun – »syntaktisch« oder »pragmatisch«?

Nun zum Begriff der »verbalen Kohärenz«. Die Subsumierung einer so disparaten Gruppe von Phänomenen unter diesen Oberbegriff ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn man wüßte, was eigentlich »Kohärenz« ist. Auf die kontroverse Diskussion dieses Begriffs geht Langer jedoch nur in einer Fußnote ein (81), in der sie ihren einheitlichen Kohärenzbegriff mit Hinweis auf die »Einheit des Textes und der pragmatischen Nutzung der Sprachzeichen« (81) rechtfertigt. Ansonsten verweist sie auf die Existenz dieses »Schlüsselbegriffs vieler linguistischer Textdefinitionen« (ebd.). Langers und (per Zitat) Greules Begriff der »verbalen Kohärenz« läßt sich durch die folgenden *differentiae specificae* beschreiben: (a) »Verflechtungen/ Beziehung zwischen Sprachzeichen« (63; 69), (b) »oberhalb der Satzebene« (63; 68; 69) und (c) »unmittelbar präsent« bzw. »an der Sprachoberfläche sichtbar« (63). Hierbei muß man sich fragen, wie »integrativ« ein Ansatz ist, der alle unterhalb der Satzebene liegenden Phänomene außen vor läßt. Der Satz wird von Langer explizit zum »Bezugspunkt der verbalen

Kohärenz« (83) erklärt, was methodologisch einem Rückfall auf textlinguistische Positionen der 60er Jahre gleichkommt. Wenn man sich Langers Liste der »Faktoren der verbalen Kohärenz« ansieht, so treten die allermeisten nicht nur trans-, sondern auch intraphrastisch auf. Wie läßt sich die Nichtberücksichtigung der letzteren rechtfertigen? Wenn sich die Trennung nicht rechtfertigen läßt, und dafür spricht meines Erachtens vieles, so steht man allerdings sofort vor dem Problem, daß das Kriterium (a) auch andere Formen von »Beziehungen zwischen Sprachzeichen« wie Attribution, Prädikation, Rektion, Kongruenz einschließen müßte. Damit wiederum wäre der Kohärenzbegriff jedoch überlastet. Über das Kriterium (c), die Sichtbarkeit an der Sprachoberfläche, ist sich die Autorin offensichtlich selbst nicht so ganz im klaren, denn einerseits rechnet sie die »implikative Kohärenz« – Präsupposition, Implikatur etc. – zu den Faktoren der »verbalen Kohärenz« (134), andererseits taucht dieser Faktor in der Korpusauswertung dann nicht mehr auf. Um es also auf den Punkt zu bringen: Der Langersche Kohärenz-Begriff, wahrscheinlich sogar der Kohärenzbegriff überhaupt, erweist sich meines Erachtens als unzureichender Zugriff auf das Phänomen Text bzw. Textualität. Die Ausgrenzung von Textbildungsfaktoren unterhalb der Satzebene erscheint mir willkürlich, die Liste der verschiedenen Kohärenzfaktoren durchaus noch weiter ergänzbar, wodurch der Kohärenz-Begriff weiter an Unschärfe zunähme. Eine Beschränkung auf einige wenige dieser Phänomene, vielleicht auch nur auf die Thema-Rhema-Strukturierung, hätte der Arbeit zudem ein klareres Profil gegeben.

Umgang mit der Fachliteratur

Wer ein so umfangreiches Thema angeht, steht zweifelsohne vor einer kaum be-

wältigbaren Fülle an relevanter Literatur. Und so kann man es der Autorin nicht zum Vorwurf machen, daß sie dieses oder jenes offensichtlich nicht rezipiert und eingearbeitet hat. Auf der anderen Seite ist es aber wiederum auch nicht so ganz verständlich, daß Langer nicht zurückhaltender mit euphorischen Formulierungen ist, etwa wenn sie die Entdeckung macht, daß bestimmte Demonstrativa in Klappentexten und Garantieerklärungen (Bsp. »dieser Roman«) offensichtlich nicht nur textdeiktisch, sondern »direkt deiktisch« fungieren, wodurch der »Eindruck« widerlegt werde, »der sich beim Studium der Literatur zu diesem Thema bildet« (193). Dieser »Eindruck« kommt vor allem dadurch zustande, daß die Autorin die zugegebenermaßen umfassende Deixis-Literatur eben nur sehr eingeschränkt rezipiert hat (vgl. z. B. Ehlich 1992: 213).

Besser weggelassen hätte die Autorin ihre letzte Fußnote, in der sie meint, ein Schnellschuß-Urteil über Weinrichs gerade erschienene *Textgrammatik der deutschen Sprache* abgeben zu müssen. Einmal abgesehen davon, daß in dieser Textgrammatik vieles von dem, was Langer untersucht, wesentlich präziser erfaßt wird, ist es schlichtweg unseriös, der *Textgrammatik* unter Hinweis auf Kapitelüberschriften vorzuwerfen, sie würde ihrem Anspruch einer *Textgrammatik* nicht gerecht, da »die grammatikalischen Erläuterungen [...] primär syntaktischer Natur« (316) seien.

Sprachliches

An vielen Stellen der Arbeit hatte ich das Gefühl, die Autorin ist sich nicht so ganz darüber im klaren, für wen sie ihre Arbeit schreibt. Gleich der Anfang des Buchs hat mich eher an eine Telekolleg-Sendung aus den 60er Jahren als an eine linguistische Monographie der 90er Jahre erinnert:

»Gesellschaftliches Leben basiert auf Kommunikation. Der Erhalt und das Funktionieren einer Gemeinschaft hängen im wesentlichen von der Verständigung ihrer Mitglieder untereinander ab. Grenzt man die Gemeinschaften des Tierreichs gegen die menschlichen Gemeinschaften ab, [...]« (1)

Als wenig angemessen empfand ich weiterhin Formulierungen, die eine vorwegnehmende Wertung von eigenen Untersuchungsergebnissen darstellen, z. B. »erstaunlicherweise« (301), »wider Erwarten« (304), oder wenn die Autorin »noch kurz auf die überraschenden Ergebnisse« (156) ihrer Magisterarbeit hinweist.

Ungenau Formulierungen, unübersichtliche Attributierungen, kühne Andert-halb-Komposita und ungrammatische Satzkonstruktionen tragen nicht unbedingt zum Lesegenuß bei. Aber auch im Bereich der »verbalen Kohärenz« des Textes liegt einiges im Argen. So möge sich in den ersten beiden Absätzen auf Seite 137 bei der Interpretation der auftretenden Personal- und Demonstrativpro-nomina auskennen wer will, ich bin hoffnungslos gescheitert. Leider springen auf der Ebene der typographischen Korrektheit ebenfalls viele Mängel ins Auge. Offensichtlich fanden weder Verlag noch Autorin die Zeit, die typischen Spuren einer mißlungenen automatischen Trennhilfe (2, 10, 12, 69 u. a.) sowie viele Tippfehler zu beseitigen.

Die Autorin hat sich zu viel vorgenommen, sowohl was die Anzahl der Analyseparameter als auch was die jeweils zu berücksichtigende Literatur betrifft. Das methodische Vorgehen ist zu fragwürdig, die konzeptuelle Basis zu unklar, als daß am Ende ein valides Ergebnis stehen könnte.

Literatur

Ehlich, Konrad: »Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse. Ziele und Verfahren«. In: Flader, Dieter (Hrsg.): *Verbale*

Interaktion. Stuttgart: Metzler, 1991, 127–143.

Ehlich, Konrad: »Scientific Texts and Deictic Structure«. In: Stein, Dieter (Hrsg.): *Cooperating with Written Texts. The Pragmatics and Comprehension of Written Texts*. Berlin – New York: de Gruyter (1992), 201–229.

Langner, Heidemarie C.:

Die Schreibung englischer Entlehnungen im Deutschen. Eine Untersuchung zur Orthographie von Anglizismen in den letzten hundert Jahren, dargestellt an Hand des Duden. Frankfurt/M.: Lang, 1995 (Theorie und Vermittlung der Sprache 23). – ISBN 3-631-48556-5. 305 Seiten, DM 89,-

(*Michael Groß, Straubing*)

Heidemarie C. Langner hat mit ihrer Dissertation *Die Schreibung englischer Entlehnungen im Deutschen* eine unpräzise Studie zu einem entsprechend dem Untertitel genau eingegrenzten Thema vorgelegt. Das informative Resultat ihrer Arbeit ist jetzt auch als Buch erschienen.

»Der vorliegenden Untersuchung lagen alle in dreizehn gesamtdeutschen (1., 3.–13., 20. Aufl.), in sechs Mannheimer (14.–19. Auflage) und in der 18. Leipziger Auflage des DUDENS als englisches Wortgut gekennzeichneten Lemmata zugrunde.« (89)

Langner kritisiert eine Anzahl von Inkonsistenzen bei der etymologischen Herleitung von Anglizismen im Rechtschreib-Duden (96f.), speziell wenn Englisch wie in ca. einem Drittel der Fälle Vermittler- und nicht Quellsprache ist (95). Aber ihre Ansicht, daß, wer genauere Informationen zum Wortursprung suche, sowieso zu etymologischen Wörterbüchern greife (97), dürfte realistisch sein.

Da im Duden selten spezifiziert wird (z. B. »amerikanisch« bei *Center* oder »angloindisch« bei *Curry*), sondern meist als Her-